

3 x Provinz...

Dunk, Eva v.d./ Thomas Kade: **StadtLandFluss**. Gedichte. [Eva von der Dunk und Thomas Kade dichten zwischen Dortmund und Nordkirchen und zurück.] Dortmund: vor satz verlag 1999; ca. 70 S. für DM 25.

Dass der Titel dieser Gedichtsammlung einem Populärroman der späten 90er Jahre gleicht, mag Zufall sein. Bestimmt kein Zufall ist die Aufmachung als Schachtel. In einem A5 grossen Karton werden die Gedichte der Autoren auf losen, unterschiedlich farbigen Bögen präsentiert. Und wie es sich für Literaturschachteln (wie auch die newyorkberliner „Aussenseite des Elementes“) gehört, gibt es auch ein Gimmick dazu. Jedes *StadtLandFluss* wird durch drei Beigaben zum Unikat — in meiner vorliegenden Ausgabe bot sich mir noch vor Ansicht des Impressums oder der Texte eine zerknitterte Punica-Dose, ein verwittertes Ahornblatt und die Seite 19/20 aus dem Regionalfahrplan Bielefeld-Aachen, alles fein säuberlich eingeschweisst.

Die Schachtel ist also liebevoll gestaltet, das Eingangsgedicht *Gegenläufiges* lässt sich dank eines Transparentdrucks auseinandernehmen und auch fragmentarisch oder in einzelnen Abschnitten lesen: „Lausche dem Rauschen/ wie von tausend Namen/ als sei das Meer hinter der nächsten Kurve.“ Ähnlich lassen sich die Biographien von Kade und von der Dunk über farbigen Abbildungen der Künstler hin- und herschieben oder einfach vertauschen. Haptiker und Visionäre können ihren Spieltrieb hier voll befriedigen, ebenso wird lyrikscheuen Menschen ein leichter Zugang zu den Texten gewährt.

Und in den Texten geht es grob gesagt um alles, was man unterwegs auf-lesen im doppelten Sinn, liegenlassen, entdecken und erobern kann. Lyrische Stimmungsbilder wechseln mit vorbeifliessenden Reihenhausssiedlungen, schlecht beleuchtete Strassenecken mit sonnenüberfluteten Gemütlichkeitshügeln. Dass sich manches sprachlich Wiederverwertete oder Liegengelassene darunter findet, ist konsequent, wirklich Neues oder im poetischen Sinn Erstaunliches offenbart sich hier nicht. Wo sich Eva von der Dunk hauptsächlich mit gefühlvollen Landschaftsansichten beschäftigt („besonnte/ Holzbank am Bach/ durchschnittene Stille“), geht Thomas Kade etwas erfindungsreicher mit Details alltäglichen Lebens um: er nimmt, in *Haikus aus dem Örtlichen* zB, Telefonbuch-Konstellationen („Schädlingsebekämpfung -/ dreimal zwischen Schädlich und/ schäfer

zum Wählen.“) oder ein paar Blätter weiter eine *Gegensprechanlage* unter die Lupe: „Ist da eine/ Stimme/ Installiert worden?/ Gegen wen/ Spreche ich?“ Dabei gelingt es ihm zumindest, gängige Klischees ironisch zu brechen und manchmal zur Mehrdeutigkeit zu erweitern, sei es durch einen realistischen Blick auf „Hundeurin“, ein „Flüstern/ der Putzfrauen die guten/ Geister“ etc oder durch einfache Reihungen („Die Türen gegenüber die Türen/ Nebenan kenn ich einen/ Da rein gehen da raus“). Eva von der Dunk bleibt leider meist eindimensional, um nicht zu sagen hausbacken. Ihre Poeme gerinnen zu oft zu süsslicher Ansichtskartenlyrik: „Vor der Tür/ ein Katzenplatz/ Rasenmähergebrumm.“ Ein paar weniger Genitiv- und Hauptwortformulierungen („der Augenblick/ des Verklingens“), einiges weniger an „herzbeklemmend“ „zerzwitcherten“ Adjektiven täte ihren Gedichten gut.

Eine poetische Bildsprache muss wirklich nicht immer neu und originär sein, sie hat es auch nicht nötig, hip zu wirken. Allerdings sollte man ihr eine gewisse Eigenständigkeit zutrauen — oder als Künstler einmal woanders unterwegs sein als auf dem platten *Land*. Was von der Literaturschachtel bleibt, ist neben dem spielerischen Element also hauptsächlich *Stadt* und ein wenig *Fluss* (bezogen auf die geschickte, veränderbare Mischung der Texte). Das Verfallsdatum der Punica-Dose ist mit 09-09-00 jedenfalls weit überschritten.

Joachim Helfer:

Du Idiot. Roman. Frankfurt am Main: Suhrkamp Tb 1999; 286 Seiten – *und*

Cohn & König. Roman. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998; 232 Seiten.

Schabbach 1957: Hermann Simon steht am Fenster, vor seinen Augen liegt ein Stück dämmriger Hunsrücklandschaft. Abschied. Den nächsten Morgen erfahren wir in Bildüberblendungen: Hermann auf einem Feldweg, im Zug, in einer Groszstadtstrasse. Der einzige, der ihm auf der Flucht aus seiner Jugend begegnet, ist Glasisch, der Chronist der „Heimat“-Filmserie von Edgar Reitz.

Ganz so einfach wie Hermann wird es Florian König nicht haben. Er ist der antiheldische Erzähler in *Du Idiot* und Helfers alter ego. Sein Entschluss steht längst fest, aber erst am Ende des Romans wird er sich auf den Weg hinaus aus der Schwalbacher Muffigkeit wagen. Zunächst sitzt er unentschlossen

auf der Treppe seiner Schule: Das Abitur ist bestanden, eine Lebensphase abgeschlossen. Aber wo geht's hin? Um eine Antwort zu finden, muss Florian aufholen, was er bisher versäumt hat, er muss sich seiner selbst bewusst werden, seine im Dämmerzustand verlebte Jugend rekonstruieren. Und um sich vor denen zu schützen, die ihm dabei selbst in der Erinnerung Angst machen, muss er es so tun, als wär's die Jugend eines anderen. Der Roman gibt dem Protagonisten mit der „Du“-Form den nötigen Abstand vor pathetischen Gefühlsausbrüchen, wenn Florian zwischen den Welten steht: einerseits steigt er seit dem 13. Lebensjahr mit seiner Französischlehrerin ins Bett, die, wie die meisten wollüstigen weiblichen Figuren in der Literatur, Gudrun heisst, und mehr an Florian hängt als umgekehrt („Zum erstenmal registriertest du bewußt, daß dir Gudruns Parfum angenehm war, gerade weil es nichts in dir erregte,“ I 82). Denn auf der anderen Seite hat er sich seit der ersten beinbrechenden Balgerei in den „weizenblonden Streuner“ und Schulkameraden Thomas verliebt: „Seit jenem Tag ist er an jedem Mittag mit zu dir gekommen. Du hattest seine Nähe nicht gesucht und seine Annäherungsversuche nicht verhindern können; da er dir einmal zugeflogen war wie eine kranke Winterkrähe, die man nicht lieben muß (...) begannst du, dich an seine ständige Anwesenheit zu gewöhnen, (...) tanztest um Thomas herum wie ein verliebtes Mädchen. Deine Gesundheit schritt von Tag zu Tag voran“ (I 118).

Thomas macht ihn „krank“ und eifersüchtig: „Aufs Glatteis locken lassen wolltest du dich nicht mehr. Natürlich lächeltest du ihn noch manchmal an, etwa, wenn er abends ausgestreckt neben dir auf seiner Matratze lag und Joan Baez hörte und dabei, wie er behauptete, von Mädchen träumte (... vor allem von unerreichbaren aus Film, Fernsehen, Illustrierten)“ (I 240). In der Angleichung an den bewunderten Kameraden ebenso wie im Versuch, einer peer-group zuzugehören, bemerkt Florian jedoch sehr schnell, dass er eigentlich immer nur sein eigenes Ebenbild sucht: „So kehrtest du abends unverrichteter Dinge heim (...), masturbierstest in dein Kopfkissen und versuchtest dabei, ihn zu küssen, dessen Gesicht dir vorzustellen auch in den schwülsten Phantasien dir nun immer schwerer fiel: dich.“ (I 64). Oder: „Worum es am Ende immer geht, ist, sich selbst zu finden: ob nun großartig, bemerkenswert oder nur annehmbar — Hauptsache, überhaupt irgendwie. Und es gelingt am allerbesten, wenn man sich zum Objekt des nächstbesten anderen macht: die Augen schliesst und an gar nichts denkt als an sich, sich, sich, sich, sich...“ (C&K 197).

Auf der Suche nach sichselbst probiert er das Übliche aus: er verwandelt das mütterliche Schlafzimmer in einen Ballettsaal, sich in eine Ballerina vor dem Spiegel, prügelt sich mit Thomas oder schnüffelt

an den Liebesbriefen seiner Schwester, „solange, bis sich auch sein Geruch (der des Verehrers) dir unauslöschlich eingegraben hatte“ (I 106). Allein Thomas macht ihn süchtig, indem er genau das repräsentiert, was Florian fehlt: die Fähigkeit zu überleben, sich durchzuschlagen, aus einer zerrütteten Familie kommend, auf eigenen Beinen stehen zu können. Damit der Roman nicht in die Nähe einer schwulen Schmonzette gerät, muss Castor in die Unterwelt gestossen und Pollux durch das Beispiel seines brüderlichen Kameraden geläutert werden: er sieht mit an, wie Thomas immer mehr verfällt, dem Strich am Frankfurter Bahnhof, harten Drogen, einer HIV-Infektion. Letztendlich bleibt nur der Sturz aus dem Fenster für Florians stärkere, männlichere Hälfte und für ihn selbst die Flucht aus der olympischen Heimatlichkeit im Taunus. Er muss sein Glück in einer Gegend suchen, die ihm fremd erscheint, deren Sprache, deren Bilder andere sind als die allzuheilen Schwalbachs.

Joachim Helfer weiss mit literarischen Referenzen so umzugehen, dass Zitate und Verweise auf andere Texte wiedererkannt werden können, gleichzeitig aber angenehm unaufdringlich wirken. Es reicht aus, wenn der dem Literaturkreis vorsitzende Mitschüler Stefan heisst oder eine Platen-Zeile im Zusammenhang so klingt, als hätte sie der Autor selbst erfunden. Jedenfalls hat er seinen Fichte gelesen: Florian trampelt (wie damals Detlev im „Versuch über die Pubertät“) in die Provence, um Abstand zu gewinnen. Vorsichtig deutet sich gegen Mitte des Romans bereits die Fortsetzung von *DU IDIOT* an: „Du steigst in die mit Satin gefütterte Hose (ein ähnlich abartig geiler Kitzel wie seinerzeit, wenn du im Zimmer deiner Schwester einen ihrer Schlüpfer anprobiert hast...) und fährst in das Jackett — nicht ohne vorher die Visitenkarte eines Pierre Cohn aus dem Ärmel zu ziehen, in dem du sie sicherheitshalber versteckt hast (...)“ (I 168). Herr Cohn ist es, dem König Florian im Süden begegnet — zufällig. Cohn ist Galerist und Guru, Cohn ist bereits in den Vierzigern und so etwas wie ein väterlicher Liebhaber, der es Florian in den nächsten sieben Jahren ermöglichen wird, in Satin und Seide zu leben, der es ihm aber auch möglich macht, Mängel im Selbstbewusstsein mit kunstgeschichtlicher Bildung zu kompensieren. Es sind die sieben Jahre seit dem Abitur, auf die *COHN & KÖNIG* zurückschaut, diesmal dichter an Florian als Figur unter anderen und nicht mehr so fixiert auf ihn allein, was die Fortsetzung weniger anstrengend macht als das erste Buch.

Helfer gelingt es, mit teilweise arg verschachtelten, seitenlangen Hypotaxen, die den Leser in einer Spitzkehre aus der Bahn werfen, im nächsten Serpentintritt aber bereits wieder einfangen — es gelingt ihm prächtig, mit einem wallenden Sprach-

fluss das Sehnen und Seelenleiden eines Pubertierenden darzustellen, ohne allzusehr auf die Homosexualität des Protagonisten abzuheben („schwul“ oder ähnliche Worte fallen in beiden Romanen erst etwa ab der Hälfte des Buches, alles andere versteht sich über intime Andeutungen). Der Duolog wird einer der wichtigsten Initiationsromane der nächsten Jahre sein, ist aber alles andere als eine Coming-out-Geschichte. Vielmehr spiegelt sich Florians Selbstliebe. Was bei *COHN & KÖNIG* später leicht maniert wirkt, ist in *Du Idiot* noch bereitwilliger Humor und dialogische, sehr ironische Situationskomik. Der Roman war ursprünglich als Dreiteiler geplant und findet hoffentlich nach *COHN & KÖNIG* eine weitere Fortsetzung. Denn Helfer verliert nicht an sprachlicher Intensität, wenn er eine knappere Syntax wählt und den Ort der Handlung nunmehr ausstreckt auf die westlichen USA, Südfrankreich und nach Paris.

COHN & KÖNIG setzt an den beiden Eckpunkten an, die *Du Idiot* vorgibt: Florians Begegnung mit Pierre in einer französischen Hafenstadt und einem Ferienaufenthalt beim Vater in Los Angeles um seinen 13. Geburtstag herum. Beides wird überblendet, immer wieder, bis es zu der Unterwegs-Geschichte gerinnt, die Florians innewohnende Orientierungslosigkeit zwar weiterhin zum Grundtenor hat, jedoch erst im letzten Drittel die rastlose Atmosphäre der „road movies“ übernimmt, wo er seinen Partner verlässt und wieder auf der Suche ist nach seinem Spiegelbild. Die Beziehung zu Pierre Cohn, die weite Welt, können ihm kein eigenständiges Leben mehr, kein selbstbestätigtes

Bewusstsein ersetzen. Pierre hat vorgegeben, was Florian gierig gelernt und aufgenommen hat. Er ist nicht bloss ein Vorzeigejungchen in besseren Galeristenkreisen, er bedeutet für Pierre ein zweites Leben. Aber Pierre weiss, dass er in Florian nur projiziert, was er als Jugendlicher versäumt hat und dass sein Freund sich emanzipieren wird von immer grösseren Geschenken und Sehenswürdigkeiten, um endlich einen eigenen Ort zu finden und nichtmehr aus Erinnerungen anderer zu leben, sondern durch das Erleben einer eigenen Geschichte. „Im Kern ging es ihm wohl nur darum, in die Peripherie zu kommen, an den Rand, ins Abseits,“ wohin schon Thomas geraten war, „dorthin, wo keine historischen Kulissen die hinfälligen Mythen Nation und Individuum wachhielten. (...) Er wollte unter gesichtslosen Schlafbehäusungen lustwandeln, die ihm gestatten würden, wieder in die Dämmerungszone einzutreten, in der er aufgewachsen war“ (C&K 218). Und richtig, es führt den Ausreisser aus einer wiederum zu heilen Welt zunächst durch fremde Betten, dann nach Schwalbach/ Taunus in den Schoss der Mutter zurück: „ein entlaufener Hans im Glück, der die Fesseln seines Märchens sprengt, obwohl er spürt, daß sie das Beste waren, was das Leben für ihn bereithielt“ (C&K 224). Aber schlussendlich sehen sich *COHN & KÖNIG* am Ort ihrer ersten Begegnung wieder, es ist ihr „Hochzeitstag“. Es ist ein happy end, das der Geschichte nicht besonders steht und ihr die eigentümliche Stimmung nimmt, die bis dahin über zwei Buchlängen absolut gefesselt hat.

CRAUSS.

Ich bin fünf Jahre alt...

Ricarda Bethke: Die anders rote Fahne

Ricarda Bethke: *Die anders rote Fahne*. Roman. Frankfurt a.M.: Fischer, 2001. 288 Seiten. ISBN 3-10-006715-0. 19,90 Euro.

Doch wo soll man den Zipfel zu fassen kriegen, wo sich das alles löst, wo?

Ja, wenn man das nur wüsste! Hätte Ricarda Bethke diesen Satz an den Anfang ihres autobiographischen Romans *Die anders rote Fahne* gestellt – lustig wär's gewesen, hätte sich doch des Lesers Ratlosigkeit

stets an diese paar Wörtchen klammern können. Wo ist der Zipfel der „anders roten Fahne“ nur zu fassen? Vielleicht bietet sich im konkreten Fall der Einband an? Andernorts steht der Roman über Kindheit und Jugend in der thüringischen Provinz ziemlich zipfello und hemdsärmelig da. Doch nein, man sollte der Autorin nicht zu früh einen Strick drehen. Schließlich ist doch weithin bekannt, dass die Provinz zumeist trist und trübselig ist. Ist es aus Rache dann zwingend notwendig, dem Leser die Tristesse der Provinz mit dem Knüppel einzuprügeln? Der Knüppel ist in diesem Fall Bethkes Sprache, der außerordentlich schlichte Stil. Andernfalls könnte man vielleicht noch dezent darüber hinwegsehen, dass die Autorin nichts, aber auch rein gar nichts zu berichten hat².